

das Quintett im 2. (3.) Akt, das dramaturgisch vor dem Finale steht, wie man es von den meisten komischen Opern Rossinis kennt. Aber auch die große Arie Ranijanas gehört zu den wirkungsvollen Stücken der Oper. Nennen möchte ich noch den Auftritt des Forester in der Verkleidung eines wahnsinnigen Zigeuners. Alles in allem verdiente es das Werk, häufiger aufgeführt zu werden. Ich halte es für absolut repertoiretauglich.

Besuchte Vorstellung: 22. Juli 2018

Bernd-Rüdiger Kern

Lübeck: Premiere – 19. Oktober 2018

Was uns Angst macht: In Lübeck versucht sich eine *Freischütz*-Revue an einer Analyse

Besetzung der besuchten Vorstellung am 7. Dezember 2018

Musikalische Leitung Manfred Hermann Lehner

Inszenierung: Jochen Biganzoli

Bühne Wolf Gutjahr

Kostüme Katharina Weissenborn

Dramaturgie Francis Hüasers

Video Konrad Kästner

Licht Kevin Sock

Choreographie Shiao Ing Oei

Ottokar Gerard Quinn

Cuno Lukas Kurt Kunze

Agathe María Fernanda Castillo

Ännchen Angela Shin

Kaspar Taras Konoshchenko

Max Tobias Hächler

Kilian Steffen Kubach

Eremit Minhong An

Philharmonisches Orchester der Hansestadt Lübeck

Chor und Extrachor des Theaters Lübeck (Jan Michael Krüger)

Statisterie

Am Anfang steht ein Absturz. Wenn sich die melodischen Linien in Webers *Freischütz*-Ouvertüre schlängeln, schlägt ein Mensch zum Motiv der „finst’ren Mächte“ in einer Grube im Boden ein. Als er sich herauswindet, ist er ein Gezeichneter, der von einer schwarzen Gestalt gefilmt wird. Zur Jubel-Stretta

dann kaltes Neon-Licht, eine noble Abendgesellschaft in Frack und langen Kleidern. Kilian bringt den Pokal. Der Gestürzte ist Objekt des Beglotzens, später des beißenden Spotts einer düster und bedrohlich anrückenden Masse. He, he, he – die Hose runtergezogen. Mehr Erniedrigung geht nicht. Und wir, die wir im Zuschauerraum sitzen und gaffen, wir gehören dazu. Das signalisiert das Lichtband, das von der Bühne über die Parkettreihen weiterzieht.

So startet der *Freischütz* in Lübeck, einem Theater, das in den letzten Jahren immer wieder mit ambitionierten Inszenierungen und Entdeckungen auf sich aufmerksam gemacht hat – und das trotz einer immer dürftigeren Finanzierung durch das Land Schleswig-Holstein, um die es kürzlich erst wieder Debatten gegeben hat. Der Ehrgeiz, Webers Oper anders als im nicht weit entfernten Eutin zu präsentieren, ist der Arbeit des Regisseurs Jochen Biganzoli und der Bühne von Wolf Gutjahr anzumerken. Nicht, dass dieses „anders“ ein Absetzen um jeden Preis wäre. Es speist sich aus einer Sicht auf Webers Opus Magnum, die das Thema „Angst“ in den Fokus stellt und die entschieden die Mittel eines Theaters mit einem postdramatischen Werkbegriff favorisiert. Die Nummern, getrennt durch ausgedehnte Dialoge, kommen dem entgegen: Die offene Struktur der Oper lädt förmlich dazu ein, dem Skelett der Musik frisches Fleisch aufzutragen. Das haben schon andere – wie Kay Voges in Hannover (siehe *Weberiana* 26, Seite 121–126) – in aller Problematik vorgemacht.

In Lübeck meint Dramaturg Francis Hüasers (seit 2017 Intendant des Theaters Hagen), im *Freischütz* – lässt man die Dialoge weg – eine „Revue-Struktur“ zu erkennen. Statt des gesprochenen Textes von Friedrich Kind füllen nun „freie Zwischenspiele zum Thema Angst“ die Intervalle zwischen den unangetastet gebliebenen Musiknummern. Die Revue-Idee wird in den Kostümen Katharina Weissenborns erst angedeutet, ab der Wolfsschlucht-Szene dann konsequent durchgesetzt. Kilian (Steffen Kubach) begrüßt im Silberfrack des Conférenciers die Zuschauer, fordert Auftrittsapplaus ein, heißt willkommen am „Ort der Abgründe und des Grauens“, an dem, wie er ruchlos süffisant ergänzt, „Verbotenes getan wird“. Das Publikum soll dann mal gleich mitmachen und mit seinen Handys tun, was sonst im Theater strikt verboten ist: Fotografieren und Mitfilmen. Beim Guss der Freikugeln darf mitgezählt werden – die Kumpanei des Publikums beim Werk des Bösen ist verpackt

ins lockere Mitmachspiel, auf der Bühne guckt der Chor mit Popcorn zu, die Tische sind schwarz-rot-gold gedeckt und Kaspar brät Würstchen am Grill. Das Grauen camouffiert sich im Alltäglichen, wie es uns medial überflutet.

Von diesem Punkt ab bleiben von der „Handlung“ nur noch Bruchstücke übrig, verwandelt sich der *Freischütz* in eine Collage von Bildern, Chiffren und Signets, die unter einem rot glitzernden Schriftzug „Angst“ wohl vor allem deutsche Befindlichkeiten signalisieren sollen: Deutschlandfahne und Sofa, daneben Stehlampe, Dinett und der Preispokal, Mercedes und Jägermeister, deutsche Tanne und Bayreuther Festspielhaus. Papst Benedikt grüßt aus dem Orchestergraben, der Kontrapunkt dazu ist die Luther-Playmobilfigur mit Buch und Messer. Angela Merkel darf Fetzen einer Ansprache halten.

Agathe singt ihre zweite Arie wie eine „Miss Deutschland“ mit Schärpe und Diadem; Ännchen bekämpft „trübe Augen“ mit einem Schluck aus der Pulle und fordert sichtlich angeschickert die „holde Freundin“ auf, doch nicht zu zagen. Beim Jägerchor ist die bunte Bilderwelt dann endgültig bei „Mainz bleibt Mainz“ angelangt: Fahnen, Pappnasen und ein wuselndes Chaos, das dem Chor ein präzises Singen unmöglich macht. Am Schluss schwebt der Bundesadler herab und der Bundespräsident (Minhong An) präsentiert als Eremiten-Ersatz das Grundgesetz. Zwischendrin wird mit dem Publikum noch einmal gespielt: ein Einbürgerungstest. Ein Teil davon sitzt eh auf der Bühne bei Speis' und Trank – auch das bereits vorher erfunden, zum Beispiel von Florian Lutz in seinem *Hans Heiling* in Regensburg (2015) und seinem *Fliegenden Holländer* in Halle (2016). Aber Biganzoli und Lutz verbindet offenbar ihr Begriff vom Musiktheater: Biganzoli hat auch in Halle inszeniert, eine nicht sehr geglückte *Tosca* und eine funkelnd-vitale *Berenice* von Georg Friedrich Händel.

Hat man einmal die Kröte geschluckt, dass hier in Lübeck kein konventionelles Operntheater gespielt, das Libretto in Bruchstücke zerlegt und durch neue Szenen ersetzt ist, das „Werk“ nicht im Sinne einer Materialtreue, sondern in einer behaupteten Sinnreue aufgeführt wird, ist die nächste Frage, inwieweit die analytische Kraft und die Stringenz der Aufführung ausreicht, um wirklich Neues über oder durch den *Freischütz* zu sagen – oder ihn wenigstens durch eine assoziativ-aktuelle Bildwelt plausibler zu machen. Und da verliert Biganzolis ehrgeiziges Konzept im Lauf des Abends immer mehr die Kontur und die innere Schlüssigkeit.

Sicher, in diesem Lande kann uns alles Mögliche „Angst“ machen, aber decken die bunten, über die Kastenwände Gutjahrs verteilten Sticker wirklich die Ängste auf, die unsere Gesellschaft im Innersten umtreiben? Das haben Kay Voges, Daniel Roskamp und Voxi Bärenklau in Hannover mit schärferem Blick und beklemmenderen Bildern eingeholt. Dort blieb die Spannung unentrinnbar bestehen, während bei Biganzoli die Faszination im bunten Gehampel der „Revue“-Nummern zerfleddert. Und am Ende stellt sich die beim *Freischütz* immer relevante Frage, ob die Suche nach dem „Nationalen“ in der „Nationaloper“ nicht eine hermeneutische Voraussetzung ist, die stets in die Irre führt.

Aus dem Lübecker Orchester lockt der Stab von Manfred Hermann Lehner in der besuchten Vorstellung am 7. Dezember 2018 solide Stadttheater-Klänge: gemessene Tempi, kontrollierte Dynamik, akzentuierte Phrasierung, aber auch manch pauschale Passage, bei der die Balance zu routiniert zugunsten der Streicher geschichtet war. Chor und Extrachor sind von Jan-Michael Krüger zu kompaktem, direktem, nicht besonders subtilem und bei der Exaltation der Jagdgenossen auch nicht mehr präzise einsetzendem Singen angehalten.

Tobias Hächler bringt für Max einen kernigen Tenor mit, auch er brilliert eher im Spielen als mit seinen gut sitzenden, aber nicht sehr sorgfältig gebildeten Tönen. María Fernanda Castillo singt eine belcantistisch angehauchte, manchmal zu weich artikulierende Agathe; Angela Shin muss sich eher mit ihrer deftig sexualisierten Ännchen-Rolle abrackern als musikalische Subtilität zu suchen. Zunehmend belangloser wird Kaspar für den Verlauf der Lübecker Inszenierung; wo er Stimme zeigen darf, ist Taras Konoshchenko voluminös präsent, eher fordernd direkt als verschlagen verführerisch.

Unter den vielen ehrgeizigen *Freischütz*-Konzepten der letzten Jahre auf deutschen Bühnen darf sich Jochen Biganzolis Entwurf seines beherzten, vorbehaltlosen Zugriffs wegen durchaus sehen lassen. Am Ende aber reicht die gewagte Angst-Revue nicht aus, um den Blick auf den *Freischütz* oder die geistig-politische Lage in Deutschland zu vertiefen. In der Premiere hatte es noch wütenden Widerspruch gegeben, drei Monate später schien das Publikum sich zumindest gut (und protestfrei) unterhalten zu haben.

Werner Häußner